

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schrift und Volk

Auerbach, Berthold

Leipzig, 1846

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. Deutsche Herrenfurcht.
Nachwirkungen des Jugendlebens. Das Nachgiebige. Staatsdienst und
Schriftstellerei

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfürcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat später, da er als Prälat in der ersten Kammer saß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes gesprochen. Abgesehen davon, daß das Verfassungsleben kaum erst gepflanzt war, gibt uns Hebel dafür einen persönlichen Aufschluß. In der Biographie wird nach seinen eigenen Aussagen berichtet, wie ihm seine Mutter schon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte *).

*) „Ihr habt gut reden,“ sagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von K. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon Mancher euch Herr Gottlieb geheißt, und wenn Ihr mit

Man kann wol sagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müssen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun sein. Da eröffnet sich uns nun ein gewaltig Stück deutschen Lebens. Dem Volke gegenüber stehen die Beamten, die tausend und aber tausend kleinen Majestäten, oft noch geschiedener als ehe-

Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpfst. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassenwittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: «Peter, zieh 's Chäppli 'ra 'schumt a Her»; wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: «Peter, blieb doch sto, zieh gschwind di Chäppli ab, der Her Landvogt hummt.» Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherrn, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold, — fast mein Herr.“

dem die unmittelbaren Herren. Man muß es wissen, welsch eine Scheu oft den unschuldigsten Bürger, ja selbst das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamte haben da und dort durch ihre Individualität ein besseres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es so lange nicht sein, so lange die Staatskunst wesentlich Polizei ist, so lange ein organisches Staatsleben nicht das Selbstgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann, ja durch sie gestützt werden soll, so lange nicht die besten Bürger zu Beamten werden.

Wir sehen an Hebel, daß seine bescheidene und stille Natur sich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes steht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermesfen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dies mit feinem Tiefblicke in seiner Lebensbeschreibung dargethan, oft fast unwillkür-

sich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtsein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer erst das Weinen näher stehe als der Zorn. Ein tief psychologischer Zug bekundet sich hierin. Ein strebsames, feinführendes Kind, von Jugend auf darauf hingewiesen, die Güte Anderer zu empfangen, sich manchen Unbilden zu fügen, statt gegen sie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügsames, das zur Weichheit werden kann. Was sich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln sollte, zur rücksichtslosen Wahrung seiner selbst, erhält dafür etwas Unentschiedenes, Rücksichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuversichtlich erfassen läßt; das Kind ist oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen gestellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältnissen seiner selbständigen Familie aufgewachsen ist, das von frühe an gewohnt ist, sich nichts gefallen zu lassen, der Welt die Selbständigkeit seiner Individualität entgegenzusetzen, sich nicht von Wohl-

thättern da und dorthin stellen zu lassen, oft mit dem Widerspruch des innersten Wesens.

Selbst dem Manne kann etwas von dieser Vorgeschichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung=Stilling's, der so zu sagen mit empfindsamer Haut durch's Leben ging und den die leiseste Berührung elektrisch durchzuckte, aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung seiner frühesten abhängigen Stellung, so sehr er auch mitunter schon mitten in derselben seine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkstreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt mit einem der höchsten Staatsämter betraut ist, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einst im Byzeum hart angelassen wurde; auf eine Auseinandersetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen seinen Schüler. Später, als dieser ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in

trauter Stunde erörtert; Hebel gestand sein Unrecht, das dadurch veranlaßt war, daß Hebel glaubte, der Schüler wisse, wie der Lehrer ehedem Unterstützung von dessen Vater genossen und habe sich deshalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dies auch an sich ist, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an seine ehemalige Abhängigkeit störend auftauchte. Solches konnte aber nur in seltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen schlug der heitere Lebensmuth und die Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügbarkeit schließt sich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfsfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Mißlichkeit der Selbstbestimmung ab-

genommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben“ zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsorte und Wirkungskreise verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer dabei mit. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verlegend in den andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Aecessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weitere fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur mit gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe und Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer ho-

hen Stelle oder im friedlichen Pensionszustande endet. Da ist es nicht nöthig, daß man jeden Tag seine Arbeit schaffe und suche; wie durch unsichtbare Macht treibt die Staatsmaschine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden soll; da ist nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbstbestimmung wach rufe, täglich das Leben neu schaffe, mit Dasein und Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man sagt, seinen geweihten Weg.

Wie viele Selbständigkeiten werden da geopfert, müssen geopfert werden.

In der Staatsdienerschaft gewöhnt sich auch die Seele leicht daran, gewissermaßen nur peremptorischen Urlaub zu nehmen, sich blos bis zu einer vorgesezten Grenze zu entfernen, wenn sie sich aus der gewohnten Lebens- und Denkweise herausbegibt.

Es gehört eine unbeugsame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit seinen Vakanzan unmittelbar in die Staatsdienerschaft mit ihren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — sich da noch die Vollkraft

und das ungeschmälerte Bewußtsein der individuellen Freiheit zu bewahren und sich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu schaffen, das rein auf sich selbst gestellt ist. Es erforderte daher eine große Energie, sich plötzlich zusammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislaufe herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innersten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es ist dies, dem besoldeten Staatsdienst gegenüber: die Schriftstellerei als Stand- und Lebensberuf. Niemand wagt es zu bestreiten, daß auf den Frieden gestellte Künste, wie Malerei, Musik, ein volles Menschenleben in Anspruch nehmen und nicht bloß als Nebenbeschäftigung gelten dürfen; von der Schriftstellerei dagegen will man es noch nicht annehmen. Man kann sich auch noch nicht drein finden, daß es studirte Menschen, Gelehrte geben soll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher steigende Thei-

lung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weist mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjekte hin, ohne zu bedenken, daß es mindestens eben so viel im Staatsdienste gibt, nur daß diese nicht so herauszutreten haben, sich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müssen. Der Staatsdienst fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftstellerei vielfach die Opfer gesicherter äußerer Existenz; was ist mehr?

Wer sich in der Welt umsieht, wird viele in den Staatsdienst versetzte hochherzige und kraftvolle Geister finden, die in den endlosen Arbeiten der Bürokratie ihre Kraft in anstrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müssen, die sie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Diese Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet solches aber nicht des Aufhebens werth, man scheint fast nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Mensch sich unabhängig gestellt, sich über sich selbst getäuscht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß sich Vieles gegen die Schriftstellerei als ausschließlichen Beruf sagen

läßt — von der Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, von den Fährlichkeiten des Daseins, die aber jeder nach seinem Berufe willig auf sich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, schöpferisch neu gestaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organisatorische Gedanken von den Kanzleien aus und sie werden auch leicht aufgegeben, weil der erste Eindruck, den sie hervorbringen, der ist, daß sie das Bewußtsein der Mühseligkeit und einbrechenden Verwirrung bei ihrer Durchführung erwecken. Man sieht hier vor Allem und zunächst die über einander rumpelnden Aktenstöße in den wohlgeordneten Registraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich seien u. s. w. Die noch so fest stehende Wahrheit wird durch einen praktischen Handgriff bei Seite geschoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältnisse gilt als Maßstab; was sich nicht darnach fügt, ist Ideologie.

Je weiter den Universitäten ihre körperschaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und sie in die Staatsmaschine eingefügt werden, desto mehr gehen alle neuen Lebensgestaltungen von der freien Literatur aus, die widerrüchlich auf die jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung ange stellt ist.

Es mag sonderbar erscheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß für einen Mann wie Hebel das Angemessenste gewesen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeschäfte entledigt und ganz seinem schriftstellerischen Wirken für das Volk überlassen hätte. Es ist betäubend, wenn man liest, wie niedergedrückt sich Hebel — gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten lesen, ebräisch lehren, die Schulen visitiren u. s. w. u. s. w. hätte wol auch ein anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er *).

*) Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taschenbuch für Geschichte (1846) mitgetheilte Briefe weitere Belege. Diese

Es wird wol eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungestempelte Bogen für halben Müßiggang ansieht, wo man, auch von Beamten = Standpunkte aus, einsehen wird, daß ein Wirken auf den Geist mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menschen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beste Präventiv = Polizei, ja die einzig anwendbare,

Briefe sind scherzhafter Weise in lateinischer Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholischen) Seekreises ernannt worden war. Hebel schreibt: Deleo tamen meam causam, qui ex urbe evolare cupio, quod haeretico mihi homini provincia tua occlusa est. Quod ni ita esset, rogarem abs te, ut me in circuli tui angulo quodam reciperes, in quo pastoris muneribus fungerer, certe *pastorilia carmina canerem*. In dem Briefe vom Januar 1817 heißt es: Ego, quam parum absim a boeotico homine, ipse ex eo audies; qui, nisi quod in Museo potius quam in alia quadam caupona cerevisiam meam bibo, nullo fere amplius cum Musis commercio utor, sed in Acta quae dicunt, imo ipsis Actis incumbo et in ludimagistros, qui meo respectui subjecti sunt, saevissimam tyrannidem exerceo. *Peream, ni in hoc injuncto mihi officio brevi tempore periturus sum.*

ein Wirken auf den Charakter und die Erkenntnis ist.

Man schätzt die Kunst des Arztes sehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn sie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man übersteht aber leicht die viel höhere Bedeutsamkeit, wenn sie dem Ausbruche zuvorkommt, einen naturgemäßen Zustand ohne Krisen herstellt und erhält.

Ähnlich stellt sich das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur dar. Staatsleben und Sittlichkeit sollen vereint werden, die Gesetze des Innern dogmatisch äußerlich Gestalt gewinnen, das Individuum soll mit Liebe aufgehen in die Gesamtheit, die allgemeinen Bestimmungen müssen das Zusammenfassen der Selbstbestimmungen der Mehrheit sein. Die Poesie ist es dann, die die Menschen sittlich und frei zu machen strebt, sie mit sich und der allgemeinen Vernunft vereinbart, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, sondern durch innerliche Klärung. Ich will damit durchaus nicht das unmittel-

bare Wirken des Geistes in Dienst und Sold des Staates gestellt wissen; der Staat, auch der höhere, sittlich durchdrungene, nicht bloß thatsächliche, kann und darf doch sein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geistigen Wirken durch die Presse ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längst im äußern Dienste des Staates stand, hätte dieser wol sein Wirken für den Geist als solches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philisterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei gestellt, weniger für das Volk geschaffen.

Hebel hat erst als gereifter Mann sich der Volkschriftstellerei gewidmet, weil man erst in vorgerückten Jahren sich der wirklichen Welt und der realistischen Literatur zuwendet, während man in früheren Jahren, die Welt aus sich schaffend, mehr oder minder freien Phantasiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erst auf die allemannischen Gedichte. Was nun so

aus fester Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht so leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit sich brachte.